

Vorwort.

Unter den fürstlichen Frauen des 17. und 18. Jahrhunderts ist die anziehendste und für ein deutsches Gemüth erhebendste Erscheinung die deutsche Prinzessin Elisabeth Charlotte von der Pfalz, die Gemahlin des Herzogs Philipp I. von Orléans und Schwägerin des Königs Louis XIV., nicht durch politische Wirksamkeit und Bedeutung, nicht durch großes wissenschaftliches oder künstlerisches Streben, sondern durch die Tiefe ihres Gemüths, durch ihre lautere Aufrichtigkeit und Wahrheit, ihre in der entfittlichten französischen Umgebung allezeit fleckenlos erhaltene Reinheit und unerschütterliche Festigkeit ihres edlen deutschen Charakters und Herzens.

Elisabeth Charlotte¹⁾ (von den Ihrigen „Liselotte“ genannt) war die am 27. Mai 1652 zu Heidelberg geborene einzige Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz aus seiner Ehe mit Charlotte von Hessen-Kassel. Da diese Ehe bekanntlich eine höchst unglückliche war, der Kurfürst im Jahre 1658 das Hofräulein Louise v. Degenfeld als zweite Gemahlin sich antrauen ließ, und in den ersten Jahren dasselbe Schloß beiden Gemahlinnen zur Wohnung diente, war die Stellung der kleinen Liselotte daselbst eine gar traurige. Deshalb hat die Herzogin (spätere Kurfürstin) Sophie von Hannover ihren Bruder, den Kurfürsten Karl Ludwig, ihr seine damals siebenjährige Tochter zur weiteren Erziehung zu überlassen. Der Kurfürst gab seine Einwilligung und im Juli 1659 traf Elisabeth Charlotte zu Hannover ein. Diese, ein körperlich und geistig gesundes, kräftig derbes Naturkind, voll Frische und Frohsinn, schloß sich alsbald mit all ihren kindlichen Gefühlen an die Tante Sophie an und es bildete sich zwischen ihnen jene innige Verbindung, welche fast der hellste Punkt, die reinsten Freude in ihrem Leben werden sollte.

¹⁾ Vgl. zu dem Folgenden das Ausführliche in meinem Aufsatze „Elisabeth Charlotte v. d. Pfalz, Herzogin v. Orléans“ etc. in v. Raumer-Maurenbrechers Histor. Taschenbuch, Jahrg. 1891.

Aber nur vier Jahre brachte Elisabeth Charlotte bei ihrer „herzliebten Tante“ zu; im Sommer 1663 nahm Karl Ludwig seine Tochter nach Heidelberg zurück. Hier genoß diese nun noch sieben glückliche Jugendjahre, welche noch in späterer Zeit im Vordergrunde ihrer liebsten Erinnerungen standen und in ihrer französischen wüsten Umgebung, wie in ihrer Einsamkeit die Poesie ihres aufgezwungenen liebe- und freudeleeren Lebens ausmachten. Als sie dann zu einer blühenden Jungfrau herangewachsen war, fehlte es nicht an Bewerbern um ihre Hand, aber der Gedanke und Wunsch einer Vermählung lag ihr längere Zeit fern. Bald jedoch sollte dieses glückliche, fröhliche Kinderherz sogar gegen eigenen Wunsch und Willen zu einer Ehe gezwungen werden. Ihr Vater, der Kurfürst Karl Ludwig, wähnte, daß eine enge Verbindung mit dem damals so mächtig aufblühenden Reiche Louis' XIV. ihm und seinem Lande große Vortheile bringen würde. Und als nun der Bruder Louis' XIV., der Herzog Philipp I. von Orléans, welcher soeben seine erste Gemahlin, Henriette von England, durch plötzlichen Tod verloren hatte, im Jahre 1671 um sie warb, gab der Kurfürst gern seine Einwilligung und Elisabeth Charlotte mußte als gehorsame Tochter sich fügen, ja aus Zwang und kindlichem Gehorsam, ohne freien Willen und innere Überzeugung vorher zur katholischen Kirche übertreten¹⁾.

So kam diese unglückselige Heirath zustande, eine Heirath, welche dann so bald das furchtbarste Elend über die Pfalz verhängte. Im November 1671 verließ die neunzehnjährige Prinzessin Elisabeth Charlotte Deutschland, um es nie wieder zu sehen, schied von dem reinen, sonnigen Glück ihrer Jugend und trat in ein Leben voll Schmerzen und Täuschungen. Sie fand einen Hof, eine Sitte, eine Umgebung, die ihrem urdeutschen Wesen zuwider waren, und die ehrbare Blickeit ihres Sinnes fand sich bald verödet in der wüsten Umgebung einer scham- und zuchtlosen Frivolität. Sie, ein weibliches Wesen voll deutscher Treue und Tüchtigkeit, sah sich an einen Mann gefettet, der in allen Stücken das Gegentheil war, unter allen Männern einer der unmännlichsten, ein eitler, weibischer Geck, ein Slave seiner Günstlinge, welcher seine Gemahlin, die ihm mit ihrer gewöhnlichen Herzlichkeit und Offenheit entgegentrat, mit zurückstoßendem Kalksinn behandelte und gar

¹⁾ Vgl. Näheres hierüber bei Ed. Bodemann, „Briefw. der Herzogin Sophie von Hannover mit ihrem Bruder, dem Kurf. Karl Ludw. v. d. Pfalz, und des Letzteren mit seiner Schwägerin, der Pfalzgräfin Anna“ in den Public. a. d. Kgl. Pr. Staatsarchiven, Bd. 26.

balb ihr das Leben vergiftete. Durch die Ränke ihrer Feinde, besonders der „allmächtigen“ Frau v. Maintenon, verlor sie auch bald die anfänglich ihr zugethane Huld des Königs. Aber die furchtlose deutsche Frau verstand doch, unter den schwierigsten Verhältnissen, umgeben von Feinden und Intriguen aller Art, ihre Stellung zu behaupten.

Nach so vielen bitteren Erfahrungen zog sich Elisabeth Charlotte immer mehr vom Hofe zurück; sie lebte als Einsiedlerin mitten in dem wilden Getreibe sittlicher Zuchtlosigkeit des französischen Hofes, welcher sie nicht verstand, nicht zu würdigen wußte. Aber in dieser ihrer selbstgewählten Einsamkeit fühlte sie sich nicht unglücklich: „Wer sein Glück“, schreibt sie einmal an die Kurfürstin Sophie, „nicht in sich selber finden kann, wird es unnöthiger Weise anderswo suchen“. Durch Mancherlei wußte sie sich zu beschäftigen und zu erfreuen, und ihr heiterer pfälzischer Humor blieb ihr getreu. Sie findet ihre Freude am Theater, an der Schönheit der Natur, an ihren Sammlungen von Münzen und Kupferstichen; auch die Lectüre französischer wie deutscher Bücher nimmt ihre Zeit in Anspruch. Ihre Hauptbeschäftigung aber bestand in ihrer Correspondenz; diese bildete ihr Glück und ihre Freude. Von ihrer französischen Umgebung nicht verstanden, durch ihre lebhafte, mittheilsame Natur gedrungen, sich auszusprechen, schüttete sie ihr Herz in Briefen an ihre Freunde und Verwandten aus. Mit nimmermüder Hand, in festen, großen und klaren Zügen hat sie tausende von Briefen geschrieben. Sie hatte für jede Correspondenz, den laufenden Posten gemäß, bestimmte Tage; am fruchtbarsten war der Sonntag, da hat sie oft an 12 Briefe geschrieben, manche von 20 und noch mehr Quartseiten.

Die Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte sind schon in einer stattlichen Reihe von Bänden veröffentlicht: die an ihre frühere Erzieherin, die Frau v. Harling, und deren Gemahl, ohne Angabe des Herausgebers, im Jahre 1791; ihre Briefe an die Prinzessin Karoline von Wales wurden publiciert von v. Braun 1795; die Briefe an ihre Halbschwestern, die Kaugräfinnen von der Pfalz, sind herausgegeben von Menzel 1843 und besonders von Holland in der Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart 1867—1881; ihr Briefwechsel mit Leibniz ist von mir veröffentlicht in der Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen 1884.

Ihre bedeutendsten und inhaltsreichsten Briefe aber sind die im königlichen Staatsarchiv und in der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Hannover

verwahrten: an ihre Tante, die Kurfürstin Sophie von Hannover. Schon Menzel schrieb in der Vorrede zu seiner oben erwähnten Publication: „Die Briefe an die Kurfürstin von Hannover übertreffen ohne Zweifel alle anderen, welche die Prinzessin schrieb, auch die vorliegenden, an historischem Interesse. Es würde ein großes Verdienst sein, sie öffentlich bekannt zu machen“. Dieses Verdienst hat zum Theil Leopold v. Ranke sich erworben, welcher Auszüge aus den Briefen als Anhang zu seiner französischen Geschichte herausgegeben hat. Diese Auszüge beziehen sich aber fast nur auf die französische Geschichte; die für die Geschichte der andern europäischen Höfe und für die Kulturgeschichte jener Zeit wichtigsten Stellen der Briefe sind ausgelassen. Sodann entbehrt diese Ausgabe, obgleich Ranke selber in seinem Vorworte sagt, daß der reiche Inhalt der Briefe eines erläuternden Kommentars bedürftig sei, gänzlich eines solchen. Leider ist aber auch diese Ausgabe, wie eine Vergleichung mit den Originalbriefen ergiebt, voll von einer Reihe oft sinnentstellender Les- und Druckfehler und einer gleichfalls oft sinnentstellenden Interpunction.

Nachfolgend gebe ich nun aus diesen Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte an ihre Tante, die Kurfürstin Sophie von Hannover, alle historischen bemerkenswerthen und charakteristischen Stücke, genau nach den im königlichen Staatsarchiv und in der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Hannover befindlichen Originalen, mit einem sehr eingehenden Kommentare und einem ausführlichen Register.

Die Briefe beginnen mit dem Jahre 1672 und endigen mit dem Tode der Kurfürstin Sophie im Jahre 1714.

Der Inhalt der Briefe ist von sehr vielseitigem Interesse und bietet eine Fülle des Anziehenden. Ein Blick in das angefügte Register wird zeigen, von wie vielen wichtigen Ereignissen und wie vielen der Geschichte angehörenden Persönlichkeiten die Rede ist, und muß ich, was Einzelnes betrifft, auf dieses und die Briefe selbst hier verweisen. Die ungeschminkten Schilderungen der Persönlichkeiten, Zustände und Begebnisse des damaligen französischen Hofes, die Mittheilungen und Urtheile über andere Höfe, von Hannover, Preußen, England, Sachsen, Rußland, Spanien &c., über die damaligen Herrscher, über deren Feldherrn, Minister &c. sind und bleiben für den Historiker von großem Werth. An die großen Zeitbegebenheiten reihen sich aber auch die kleinen Tagesereignisse, Heimathserinnerungen &c. in rascher

Lebendigkeit. Ohne sorgfältige Feile springt die schreibselige Correspondentin von einem Gedanken oft ohne Vermittlung auf einen andern; sehr oft wiederholt sie sich auch. Auch „etwas Possirliches“ zu erzählen, „was lachen macht“, liebt die biedere Pfälzerin, und ihre Briefe an die Tante in Hannover zeigen öfter eine Unbefangenhait und Derbheit, welche sich kaum wiedergeben läßt; es finden sich Stellen, die allerdings heute nicht leicht würden geschrieben werden. Aber Inhalt und Form ihrer Briefe sind der treue Spiegel ihrer Offenherzigkeit; sie nennt ein jedes Ding bei seinem rechten Namen, da ist nichts Berechnetes, Gemachtes, der ganze ungezwungene Humor ihrer pfälzischen Natur sprudelt überall in ursprünglicher Fülle und oft auch Derbheit hervor, und in Bezug auf letztere müssen wir auch mit Bischof¹⁾ sagen: „Wer kennt nicht die köstliche Elisabeth Charlotte? Es ist die sittliche Gesundheit, die sich in der grundverdorbeneu Anstandswelt rein bewahrt hat, was dieser Frau den Freibrief für ihre große Derbheit in die Hand legte“. Dazu weiß Elisabeth Charlotte in ihre Briefe eine Fülle von Sprichwörtern²⁾, Volksliedern und volksthümlichen Redensarten mit einzuverweben, wodurch ihre Briefe noch wirkungsvoller und anziehender werden. Vor allem aber durchweht die Briefe eine kernig deutsche Gesinnung, eine unverholene Freude am Deutschtum, Anhänglichkeit an die deutsche Heimath und an deutsches Wesen.

So sind auch alle diese Briefe in deutscher Sprache geschrieben: „Ich kann nicht vertragen“, schreibt sie, „Deutsche zu finden, die ihre Muttersprache so verachten, daß sie dieselbe nicht mit andern Deutschen reden oder schreiben wollen, das ärgert mich recht“. Ihre Briefe gehören auch zu den interessantesten und merkwürdigsten Denkmalen der deutschen Sprache für den damaligen Zustand der deutschen Litteratur. Sie schreibt ein gutes Deutsch, ja ihre Sprache und Diction erhebt sich oft zu größter Lebhaftigkeit und dramatischer Kraft. Selbst Leibniz fand die Sprache ihrer Briefe „reich, eigenthümlich, an ursprünglichen Ausdrücken reicher, als die Schriftsprache“, und Ranke urtheilt: „Die Briefe der Elisabeth Charlotte sind zuweilen flüchtig hingeworfen, unter ihnen sind aber auch viele, die durch den Gegenstand geädelt, drahtisch und treffend, auch in dem Ausdruck zu den besten gehören, die in deutscher Sprache geschrieben sind“.

¹⁾ „Mode und Eynismus“ 2c., Stuttg. 1879, S. 83. ²⁾ Im Register habe ich mehr als 80 derselben ausgezogen.

Was die Glaubwürdigkeit der in den Briefen enthaltenen Angaben betrifft, so ist dieselbe in der Hauptsache nicht zu bezweifeln. „Subjectiv“, sagt Ranke, „ist Elisabeth Charlotte immer wahrhaft, denn in ihr ist kein Falsch“. Aber ein, durch erlittene schmäbliche Behandlung oder durch Mittheilungen und Einflüsse ihr nahe stehender Personen oft erregter, Unwille giebt auch ihren Briefen eine bestimmte Färbung, trübt öfter ihren Blick und beeinflusst ihr Urtheil. So z. B. als getreues Echo der ihr alles geltenden Tante, der Kurfürstin Sophie, beurtheilt und schmäht sie oft auf ungerechte und unbillige Weise jene aus der Stellung einer Hofdame und Mätresse zu der Würde einer regierenden Herzogin von Celle emporgestiegene Eleonore d'Olbreuse, die Geliebte und nachherige Gemahlin des Herzogs Georg Wilhelm; und ebenso macht sich ihr Unwille gegen deren unglückliche Tochter, die Prinzessin Sophie Dorothee, oft ungerecht geltend. Elisabeth Charlotte, ihres altfürstlichen Blutes sich oft zu stolz bewußt, haßte nichts mehr, als das Eindringen Uebenbürtiger in die altfürstlichen Geschlechter, als das (wie sie sich ausdrückt) „Bermengen des Mausfedrucks unter den Pfeffer“; sie ist außer sich, daß Eleonore als Fürstin traktiert und „Altesse“ genannt werde, sie erkenne „die Gott“ für keine rechtmäßige Herzogin, und sie hält es für „gegen den heiligen Geist gesündigt“, daß der hannoversche Erbprinz Georg Ludwig deren Tochter Sophie Dorothee, „ein solch Stück Fleisch“ heirathe. Mit gleichem Stolz und gleicher Gesinnung äußert sie ihren Unwillen, über die Grenzen der Billigkeit und Würde hinaus, als der Fürst Leopold von Anhalt-Deßau sich 1698 mit Anna Louise Föse, der trefflichen Tochter eines Apothekers zu Deßau, vermählte, eine bekanntlich segensreiche Verbindung, welche sehr bald die Billigung der Agnaten und auch des Kaisers fand, welcher die junge fürstliche Gemahlin 1701 in den Reichsfürstenstand erhob. Aber Elisabeth Charlotte schreibt: „Ich kann nicht leiden, daß eine Apothekerstochter für eine Fürstin passiert und so ein altes Haus verschändet“, und in einem andern Briefe: „Es ist leider nicht wahr, daß der brutale Fürst von Anhalt todt ist. Es kann einen verdrießen, daß so manche ehrliche Leute sterben undt eine solche bestia leben bleibt. Man sollte nur Apotheker von seinen Söhnen machen; von einem solchen Kerl kann nichts Gutes kommen. Ich hoffe, dieser kahle Fürst wird auf einem Mist mit all seinem Apothekerzeug sterben“. So sind auch manche Auslassungen der Elisabeth Charlotte über andere Persönlichkeiten nur zu

sehr cum ira et studio geschrieben: Am 1. Februar 1705 war zu Herrenhausen Sophie Charlotte, die hochbegabte, geistreiche zweite Gemahlin des Königs Friedrich I. von Preußen gestorben. Ihre Mutter, die Kurfürstin Sophie, war untröstlich. Als dann drei Jahre darauf der König zu einer dritten Vermählung schreitet mit der Prinzessin Sophie Louise von Mecklenburg, ergeht sich die Kurfürstin Sophie darüber wiederholt mit sarkastischem Spotte¹⁾. Auch hiervon finden wir in den Briefen der Elisabeth Charlotte wieder das getreue Echo. Am maßlosesten aber, einem wirklichen persönlichen Hasse entsprungen, sind ihre Auslassungen über ihre ärgste Feindin: die Frau v. Maintenon. Hier traten sich ja auch die schärfsten Gegensätze gegenüber: die derbe, aufrichtige Elisabeth Charlotte, welche ihr Herz und ihre Meinung immer auf den Lippen trug, und die diplomatisch feine, devote und egoistische Maintenon. Der Ersteren offenes, ehrliches deutsches Gemüth, ihr tiefes Gefühl für Pflicht und Recht, ihr reiner Wahrheitsinn konnten sich nicht mit einer Frau befreunden, welche, als Bett- und Betschwester zugleich, die schwache Seele Louis' XIV. mit den schimpflichsten Banden der Sinnlichkeit und zugleich der Andächtelei umstrickte, welche wie ein böser Dämon zwischen dem Könige und dessen Schwägerin stand und diese um so heftiger verfolgte, je mehr Elisabeth Charlotte Beweise vom Wohlwollen des Königs erhielt, denn sie fürchtete, daß die offenherzige Herzogin dem Könige einmal die verblendeten Augen öffnen möchte. Unsere Briefe der Elisabeth Charlotte an ihre Tante sind voll von Klagen über diese furchtbare, ihr das Leben verbitternde Frau; den ganzen, nicht gerade kleinen, Reichthum ihrer Kraftausdrücke schüttet sie auf dieselbe herab, ja in leidenschaftlichster Erregung läßt sie sich einmal zu der maßlosen Auslassung hinreißen: „Welcher Henker uns unsere alte Kompompel hier wollte wegnehmen, den sollte ich wohl für einen ehrlichen Mann halten und gerne für ihn bitten, daß er möge geadelt werden. . Aber meine Partei ist gefaßt, ich will künftig die Zeit nehmen, wie sie kommt, und nur für meine Gesundheit sorgen, denn obichon ich nicht jung mehr bin, so ist doch die alte Zott älter als ich, hoffe also, daß ich noch vor meinem Ende den Spaß haben werde, den alten Teufel hersten zu sehen“.

¹⁾ Vgl. die Briefe der Kurfürstin Sophie an die Raugräfinnen zu Pfalz, herausgeg. von Ed. Bodemann in den „Publicationen a. d. Kgl. Preuß. Staatsarchiven“, Bd. 37.

Was die Behandlung des Textes betrifft, so habe ich die Orthographie einmal darin geregelt, daß ich den großen Buchstaben nur für Eigennamen und den Sazanfängern gebrauchte, während er in den Originalen bei jeder Wortgattung willkürlich gesetzt ist, wobei aber der kleine Anfangsbuchstabe vorherrschend ist. Sodann habe ich, wo die Schreibung in den Originalen schwankt, z. B. zwischen „daß“ und „das“, „denn“ und „den“, „wenn“ und „wen“, „wahr“ und „war“, „ihn“ und „in“, immer die jetzt übliche Schreibung zu leichterem Verständniß in den Text aufgenommen. Ferner habe ich die Briefe, in welchen nur ganz ausnahmsweise ein Unterscheidungszeichen steht, mit einer sorgfältigen Interpunktion versehen. Fehlende Wörter habe ich in eckigen Klammern ergänzt. — Erläuterungen von Einzelheiten habe ich in den reichen Notizen und im ausführlichen Register gegeben.

Mögen diese Briefe dazu beitragen, die Erinnerung an diese wahrhaft deutsche Frau wach zu erhalten und jedes deutsche Herz mit Stolz auf diese edle Tochter unserer Nation erfüllen, und mögen sie uns allezeit mahnen an die starken Wurzeln deutscher Art und deutscher Kraft!

Hannover, den 10. April 1891.

Dr. Eduard Bodemann.